

www.e-rara.ch

Streifzüge im Thurgau

Rahn, Johann Rudolf

Zürich, 1896

Kantonsbibliothek Thurgau

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-144119>

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

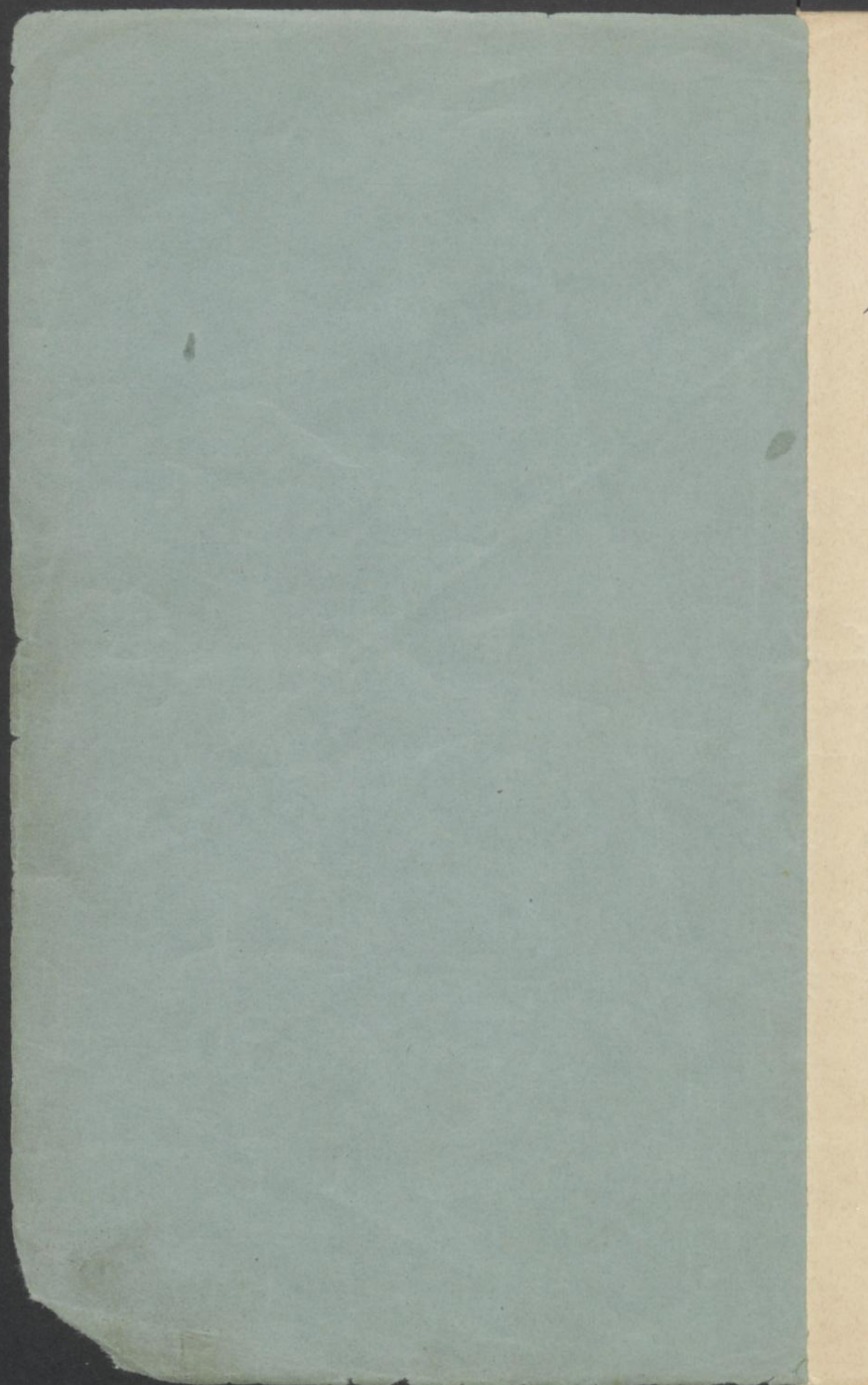
Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

ant. Bibliothek

L.

540

THURGAU



L540-S

Streifzüge im Thurgau.

Vortrag
gehalten in der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
am 22. Februar 1896.

Von

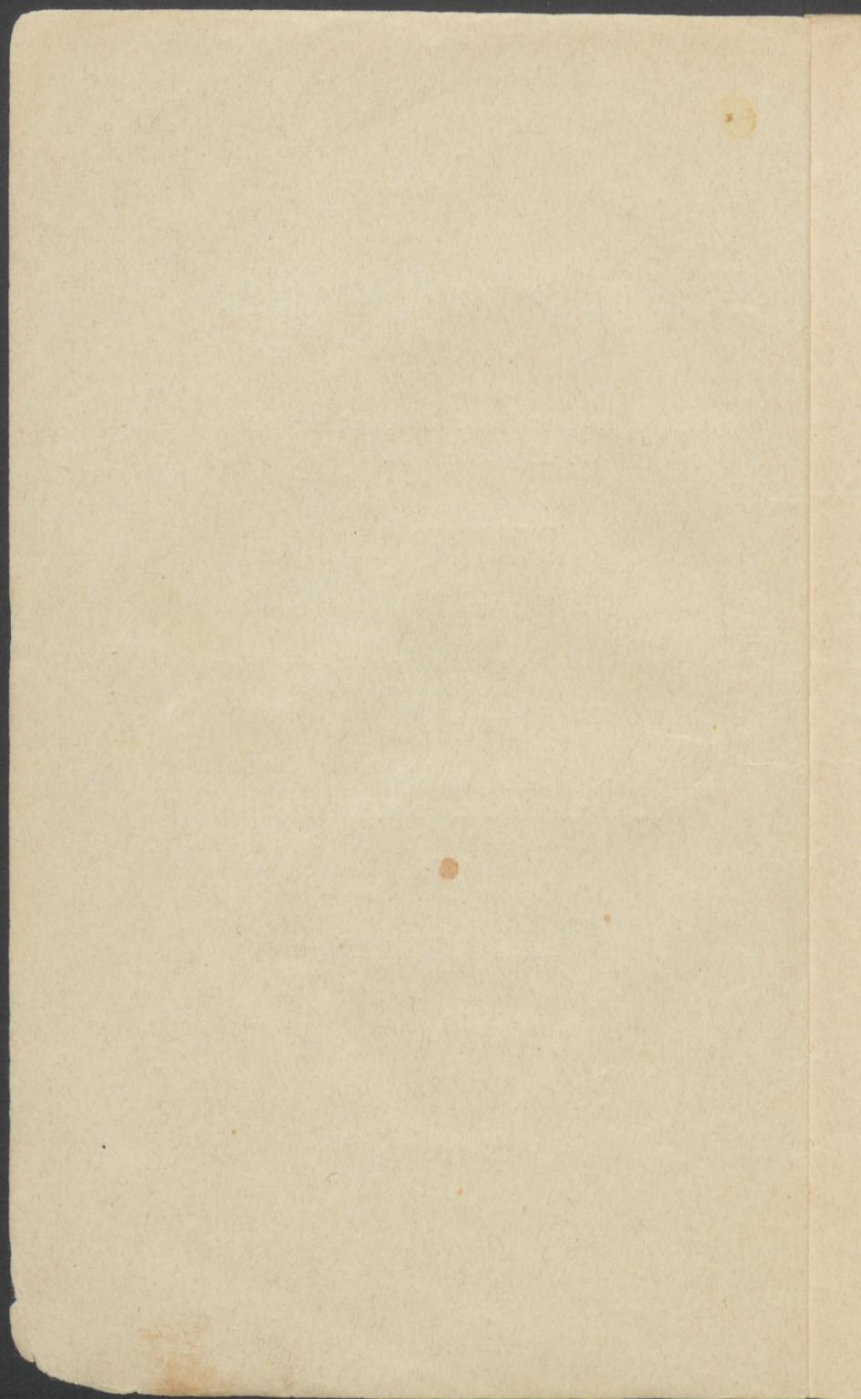
J. R. Rahn.

Separatabdruck aus der „Neuen Zürcher-Zeitung“
vom 8., 9., 11., 12., 15., 16. und 18. Mai 1896.



Zürich
Buchdruckerei der Neuen Zürcher-Zeitung
1896.

24569



Sich draußen im großen Leben umzuschauen trägt edlen Genuß und Anregungen ein, deren wir immer wieder bedürfen, um weiten Blick und Frische zu wahren. Aber auch das ist schön, durch die Thäler und über die Berge zu streifen, um alles kennen zu lernen, was ein kleiner Bezirk an Kunstsachen und alten Dingen besitzt. Da werden wir inne, welchen Reiz solch ein Pürschen gewährt. Es kommt, daß schließlich eine Eifersucht erwacht, die uns keine Ruhe mehr läßt, auch dem Geringfügigen nachzuspüren.

Das ändert sich erst, wenn wir die Grenzpfähle überschritten haben und es trifft dann wohl die Geschichte von dem Fremdling zu, der während einer heißen Fastenpredigt, die alle zu Thränen rührte, den vollen Gleichmut bewahrte. Ob auch ihn nicht diese Rede ergriffen habe? wurde der Knabe gefragt, worauf er trocken meinte, daß er eben nicht zu dieser Gemeinde gehöre.

Das tönt paradox, aber wer wollte verkennen, daß die Bedingungen zum intimsten Verstehen nicht allorts die gleichen sind. Es ist zudem nicht nötig, stets und überall dieselbe Methode des Schauens und Schaffens zu befolgen; denn mag eine Materie, ein Forschungsgebiet noch so ansprechend sein, es tritt einmal die Abspannung ein, und vollends muß ihr einseitiges Sammeln und Beschreiben rufen. Man will sich eben nicht mit dem bloßen Protokollieren begnügen; es tritt das Bedürfnis ein, im Geist die Wandertage nachzuleben, die Dinge im Zusammenhang zu schauen und auch wieder einmal als Mensch sich Rechenschaft über die Summe des stofflich Erworbenen, des bloßen Rüstzeuges, abzulegen. So, aus einer natürlichen Re-

aktion, ist diese Skizze entstanden, nur ein Geplauder, denn es hat wieder einmal Freude gemacht, der Phantasie ein wenig die Zügel schießen zu lassen.

* *

Johann Adam Pupikofers erzählt, wie er dazu gekommen sei, der Geschichtschreiber Thurgaus zu werden. Die Eindrücke des Knabenalters, die er im Anblick seiner heimatlichen Umgebung empfing, haben ihn auf diesen zweiten Lebensberuf gewiesen. Das Vaterhaus, wo er 1797 geboren war, hatte in Untertuttwyl bei Wängi gestanden. Gleich oberhalb des Dorfes sieht man in alle Weite hinaus und überall sind Wahrzeichen vergangener Zeiten zu schauen. Im Walde sind die Trümmer der Landsberg versteckt. Stumpf meldet, daß man des Schlosses „mauren und fäller verspüre.“ Das eine und andere davon mag noch zu Pupikofers Zeit vorhanden gewesen sein und es haben wohl auch die Nachgrabungen seine Neugierde erregt, die immer wieder vorgenommen wurden, wenn billiges Material für nahe Bauten beschafft werden wollte.

Das Gegenbild zu der lieblichen Aussicht, die sich von hier nach dem hintern Thurgau öffnet, ist die Fernsicht von dem Nordhange des Tuttwyler Berges. Aus der Niederung blicken Dörfer mit alten Türmen herauf; Wängi, Lommis, Affeltrangen und Tobel. Die Ferne schließt der Immenberg mit langem Rücken ab. Dort war Burg an Burg gereiht: Sonnenberg, das auf höchster Stelle den halben Thurgau beherrscht; auf einer tiefern Staffel war vielleicht das ehemalige Stettfurt gelegen; weiter ostwärts hatten Spiegelberg, Wilderen oder Rezikon und in einer romantischen Schlucht hinter Tobel das Schloßchen Hatnau oder Heitnau gestanden. Bis auf Sonnenberg sind diese Burgen gefallen, aber noch Pupikofers hat Spiegelberg und Lommis in gutem Wesen und namhafte Trümmer von der nun verschollenen Burg Wängi oder Renggerswyl gesehen. Wen hätte eine solche Aussicht

nicht zum romantischen Fühlen und zum Nachleben in den Erinnerungen gestimmt, mit denen Geschichte und Sage diese Stellen umrankten.

Im Thurgau hat es damals anders als heutzutage ausgesehen. Wir machen uns reisefertig und durchwandern im Geiste, nach alten Dingen suchend, das Land.

Am Fuße der Landsberg haben die Cistercienserinnen von Tänikon als vornehmsten Schatz den Schmutz ihres Kreuzganges mit den herrlichen Glasgemälden bewahrt und wer Einlaß in die Klausur bekam, hat auch haulich Merkwürdiges in dem traulichen Kloster gefunden. Wir biegen auf der Straße, die über Bichelsee nach Dufnang führt, in den südlichsten Teil des Thurgaus ein, der im Volksmunde den Namen des Tannzapfenlandes führt. Mancher Burgstock, der jetzt zerfallen ist, mag zu Anfang des Jahrhunderts Wald und Busch überragt haben. Der Turm von Tannegg hat noch 1830 mit Dach und Fach bestanden; dann ist er auf Geheiß der Herren von Fischingen gefallen. Prächtig haben die Benediktiner ihr Stift in den Waldfrieden hineingebaut, aber wenig Mittelalterliches ist verblieben: zwei Kapellen und andere Theile des Westflügels. In der Kirche steht das spätgotische Kenotaphium der heiligen Ida. Alles übrige stammt aus der Zeit, wo die letzte Gnaden-sonne unsere Stifter bestrahlte, und das Ganze muß, so lange die alte Herrlichkeit bestand, ein köstliches Bild von reichem Behagen und klösterlicher Würde dargeboten haben.

Wer die letzten Tage Rheinaus mit erlebte und auch sonst sich geistlicher Geselligkeit und Gastfreundschaft erfreute, mag leicht entnehmen, auf welchen Wegen am besten zu wandern war. In Bettwiesen konnte, wer von Fischingen kam, auf guten Empfang beim Statthalter dieses Stifts zählen, und wieder war Einlaß und antiquarische Augenweide in den Fischinger Schloßchen Lommis und Spiegelberg zu finden.

Jenseits des Immenberges reichte sich eine geistliche

Niederlassung der andern an: Ittingen, dessen Gastfreundlichkeit eine sprichwörtliche war. Ein frischer Reitersmann übt sie treulich fort. Und nun bergan, wo über gesegneten Neben die Klosterfrauen von Kalchrain haufen und unweit davon ihr Ordenspatron auch über dem Schlosse Herdern wacht.

Der gnädige Herr von St. Urban hat Tags zuvor seinen Einzug gehalten. Im Hofe treibt sich Roß und Troß umher. Um die Karosse, welche die geistliche Fracht zur Stelle brachte, macht sich der Karrer mit gemächlicher Wichtigkeit zu schaffen. In der Nordfront des Schlosses, die den alten Kiesturm ummantelt, stehen zwei Eingänge offen. Wir betreten denjenigen zur Linken. Im gewölbten Korridore bringt uns der bekannte Klosterbrodem entgegen, das heimliche Gebräu, zu dem sich Weihrauch mit Obstkammerdüften, Zellenluft und Speisedampf verflochten. Indes der Kammerdiener die Meldung besorgt, ist der Einblick in die Kapelle und den Saal gestattet, wo die Konventualen Mahlzeit hielten. Sonnenschein strahlt durch die stummernde Fensterreihe auf fromme Bilder, die über dem Halbtäfer die weißen Bände schmücken. Ein Bruder räumt altväterischen Besatz von der Tafel ab. Die Führung hat mittlerweile ein junger Kleriker übernommen. Dieser Jüngling mit dem hellen Gesichte scheint zum Nachfolger der Prälaten erkoren, deren Bildnisse aus goldenen Schnörfelrahmen in die Korridore heruntersehen: statische Herren mit feisten freundlichen Mienen, während andere, deren Ordensgewand der priesterliche Ornat verhüllt, mehr Gravität als Wohlwollen zeigen. An dieser Ahnenreihe führt der Weg zu dero Gnaden vorbei. Ein Cistercienserabt flößt immer Ehrfurcht ein. Raum ein schmutzeres Gewand ist zu denken, als St. Bernhards Ordenskleid, der weiße Habit mit dem schwarzen Skapulier und dem goldenen Prälatenkreuze darauf. Kommt noch ein fein geschnittenes Herrngeficht, oder ein markiger

Mönchskopf dazu, so steht ein Bild aus dem Mittelalter da, in dem sich ein ganzes Stück Klostergeschichte verkörpert zu haben scheint. Die Tafel ist aufgehoben; in einzelnen Gruppen stehen die Gäste beisammen, die Erlesenen des Konvents und einige Pfarrherren, die zur Begrüßung Sr. Gnaden kamen; auch der Abt von Muri hat sich von Klingenberg eingestellt. Ihm gelten die Reverenzen weltlicher Herren, benachbarter Edelleute und anderer Honoratioren, die zum Feste geladen waren. Und festlich sieht es in diesem hellen und weiten Saale aus, wo auf Tisch und Büffet alles prangt, was die Geheimkammer an Ehrenstücken und sonstigem Brunke verwahrt. Froh wie dieses Gefunkel ist der Ausblick, der sich aus dem Saale öffnet. Am Fuße des Klosters liegt der Garten, wo einzelne Patres brevierend oder plaudernd sich zwischen den künstlich zugeschnittenen Hecken und Bäumen ergehen. Es ist ein Bild des Behagens, des rechten Rekreationsfriedens, den Sanct Bernhards Jünger im Angesichte sonniger Pracht und Weite genießen.

Wie Herdern, so ist auch das unsern über dem Nordhang des Seerückens gelegene Liebenfels St. Urbanisches Besitztum gewesen. Bis in die Vierziger Jahre hat dieses Schloßchen mit allen Reizen seiner alters-
tümlichen Außenerscheinung und innern Ausstattung bestanden. Was letztere zu bedeuten hatte, geht aus einem Berichte hervor, der schon ein halbes Jahrhundert früher verfaßt worden ist. Anlässlich einer Huldigungsreise, welche der Abt von St. Urban im Jahr 1752 unternahm, wird ausdrücklich gemeldet, wie die zwei Herren Prälaten — der Abt von Rheinau hatte sich eingefunden — mit ganzem Komitat „dieses alte mit vielen Antiquitäten prangende Schloß“ und „seine unterirdische Kunstgewölbe höchst vergnügt besichtigt“ haben.

Run sind wir in der Pfaffengasse angelangt, wo am freundlichen Gestade von Mammern der Statt-

halter von Rheinau amtet; seeaufwärts Felsbach, die Stifter Kreuzlingen und Münsterlingen und rheinabwärts das reiche Katharinenthal und das Clarissinenkloster Paradies gelegen sind.

Alle diese Stifter, die geistlichen Statthaltereien und viele Herrensitze haben damals noch zu guter Rechte bestanden und wir täuschen uns nicht, wenn wir annehmen, daß sie samt und sonders Schatzkammern von Kunstwerken und Altertümern waren. Thurgau muß ein Nest voll antiquarischer Herrlichkeit gewesen sein.

Es ist dann freilich anders gekommen. Schon in den Dreißiger Jahren haben die Klosterfrauen von Tänikon die Glasgemälde ihres Kreuzganges einem findigen Werber überlassen. 700 Gulden betrug nach der Klosterrechnung der Preis dieser Folge, deren einzelne Stücke auf der Vincent-Auktion von 1891 für 6000 und 8000 Franken losgeschlagen worden sind. Ebenso gründlich hat der Freiherr von Lutzberg die Konventsstube von Felsbach ausgeräumt. Es ist oft erzählt worden, mag aber gleichwohl wiederholt werden, wie dieser Handel geschah. „Lutzberg hatte sich das Kloster und namentlich den Konventsaal zeigen lassen. Er rühmte der Frau Abtissin dessen Schönheit über die Maßen und klagte nur, daß derselbe so dunkel sei; sie solle doch neue Fenster machen lassen. Da sich die gute Frau mit der Armut ihres Klosters entschuldigte, so wußte der Freiherr Rat und wurde mit ihr eins, daß er gegen Uebernahme der alten Fenster ihr neue verschaffen wolle, für welche Generosität die Oberin sich bestens bedankte.“ Jetzt sind diese Schätze spurlos verschollen.

Schlimmere Zeiten folgten nach. Im Aargau fing es an, wo 1841 insbesondere die Klosterschätze von Muri auf heillose Weise verschleudert und verzettelt worden sind. Eine Flut von Kunstwerken und Altertümern hat sich von dort nach allen Seiten ergossen und noch ist kaum erschöpft oder auch nur bekannt,

was sich auf geraden und krummen Wegen verirrte. Dasselbe Schauspiel hat sich sieben Jahre später im Thurgau wiederholt. Auch die dortigen Stifter sind reich an Kunstschätzen gewesen, aber der Zeitgeist hatte es nun einmal den Regenten angethan, daß sie mit souveräner Verachtung über Dinge zur Tagesordnung schritten, um deren Besitz sich heute ein edler Wettstreit zwischen privaten und öffentlichen, heimischen und fremden Sammlungen und Sammlern entfachen würde. Ein Augenzeuge, der als Knabe die Spoliation von Fischingen sah, weiß, daß tagelang auf ein Inventar geachtet wurde, in dem sich rangvolle Dinge befanden.

Mörkoser hat im achtzehnten Hefte der Thurgauischen Beiträge ein freundliches Bild der letzten Tage Ittingens gezeichnet. Es hätte nahe gelegen, in dasselbe eine Beschreibung der klösterlichen Anlage zu flechten und über die Kunstschätze zu berichten, welche die Klöster besaßen. Die erstere läßt er uns schmerzlich vermissen und hinsichtlich der letztern hat er sich in seinen Erinnerungen mit dem trockenen Hinweis auf „eine bedeutende Zahl von Incunabeln, einen kleinen Schatz von Gemälden, gemalten Glasseiben, Kirchenzieraten von edlen Metallen, alten Kupferstichen und Holzschnitten“ begnügt.

Oder nehmen wir aus der älteren Litteratur das sonst vorzügliche Büchlein Pupkofers „Der Kanton Thurgau“ zur Hand, das 1837 als Teil der bekannten Sammlung „Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz“ erschien. Es zählt die namhaftesten Altertümer und auch ziemlich vollständig die Burgen auf, aber nur mit Beigabe historischer Notizen und etwa noch mit Angabe ihrer Lage. Wieder so verhält es sich mit dem 1828–1839 erschienenen Werke von Hottinger und Schwab, „Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern“. Es ist für die Lektüre am Familientische geschrieben, anmutig und so, daß es nach

Maßgabe der Zeit allen Forderungen einer edlen Popularität entsprach, aber vergebens wird man auch hier, so weit dies die von Pupikofer und von Mörikofer gelieferten Beiträge betrifft, nach einer Beschreibung forschen, die nur etwelchen Ersatz für so manche seit her untergegangene Anlage und Einrichtung böte. Umso ausgiebiger wird neben dem Abriß der Geschichte mitgeteilt, was an Fabeln, Anekdoten und poetischen Ergüssen beizubringen war.

Es soll damit kein Vorwurf gegen die alten Herren erhoben werden. Als Geschichtsschreiber haben sie ihr Bestes gethan und über andere Dinge nur deshalb geschwiegen, weil es für deren Erkenntnis und Beschreibung noch an Wissenschaft und System gebrach. Das Interesse für den monumentalen Nachlaß des Mittelalters war damals eben erst im Erwachen begriffen.

Andere Bedingungen kamen der Folgezeit zu gute und doch muß gesagt werden, daß auch die neue Litteratur zwar historische und topographische Begleitung, aber keine anderweitigen Hilfsmittel zur Kenntnis der Kunstschatze und Altertümer enthält. In seinen „Gotteshäusern der Schweiz“ hat Arnold Rüscher alles gebucht, was zur Geschichte gehört; was sonst verlautet, ist, daß dieser Chor „nennenswert“ und ein anderer „erwähnenswert“ sei. Worauf diese Epitheta ornantia sich stützen, wird nicht gesagt und selbst die nähere Bezeichnung „gothisch“ trifft keineswegs in jedem Falle zu. Nicht Eine zuverlässige oder auch nur einigermaßen nähere Monumentalbeschreibung ist in Kuhn's verdienstvoller Thurgovia sacra zu finden und gleiches gilt von den Aufzeichnungen, welche in den thurgauischen „Beiträgen“ über die Burgen veröffentlicht sind. In dieser Serie, die jetzt 34 Hefte umfaßt, ist der Plan eines einzigen Schlosses enthalten, derjenige von Hohenklingen, das also nicht einmal im Thurgau steht.

Nicht besser verhält es sich mit den Abbildungen überhaupt. Architektonische Aufnahmen giebt es keine.

Wir sind zunächst, von den Prospekten Stumpfs und Merians abgesehen, auf Herrliburger sowie auf Hottinger und Schwab verwiesen. Manches Schätzbare und Seltene hat August Näf seinen Manuskripten über thurgauische Burgen einverleibt, die sich im Besitze des historischen Vereins von St. Gallen befinden. In Weinfelden hat Herr Hermann Stähelin eine Sammlung von Abbildungen thurgauischer Bauten und Altertümer angelegt, und mir diese in verdankenswerter Weise zur Verfügung gestellt. Von neueren Ausgaben sind die Werke von Wagner und Rüpfert zu nennen, allein ihr wissenschaftlicher Wert kommt höchstens dem jener älteren Aufnahmen gleich, wir haben es mit malerischen Beduten zu thun, von welchen einige der Wagnerschen eben nur insofern von Bedeutung sind, als sie einen Bestand veranschaulichen, der nachmals verändert, oder auch gänzlich zerstört worden ist.

Betrachten wird endlich die Monumente selber, so sieht es auch unter diesen recht trostlos aus. Die Klöster sind aufgehoben und ihre Schätze in alle Winde zerstreut. Nur wenig hätte gefehlt, daß unlängst die letzten Ueberbleibsel, welche Fischingen aus älterer Zeit besaß, einem Neubau gewichen wären. Tänikon ist Fabrik; der Kreuzgang von einer Straße durchschnitten und der innere Ausbau dermaßen verändert, daß selbst die ursprüngliche Bestimmung der einzelnen Räume sich kaum mehr ermitteln läßt. Noch schlimmer war Felsbach vor zwei Jahren beschaffen und seither hat ein Brand die ganze Anlage überhaupt zerstört.

Und wie steht es mit den andern Gotteshäusern? Auch davon ist vieles gefallen. Neubauten modernsten Schlages sind in den Sechziger Jahren an Stelle der Kirchen von Adorf, Sirmach und Wängi getreten. Das alte Kirchlein von Märwil hat bald darauf eine Feuersbrunst zerstört und wieder ein Neubau ist 1879 in Lustorf entstanden. Einige der frühern Kirchen haben

sich durch spätgotische Chöre ausgezeichnet; aber am meisten ist wohl der Abgang derjenigen von Wängi zu beklagen, wo das Gebälk der Empore die Wappen des Comthurs von Tobel und benachbarter Edelleute schmückten, Malereien die Wände und Glasscheiben die Fenster zierten.

Nun der Untergang dieser Monumente war durch die Natur der Dinge geboten. Wo der Zudrang der Gläubigen sich mehrt, ist ihren Bedürfnissen Rechnung zu tragen und dem größern Neubau hat das alte Kirchlein, wie ehrwürdig sein Aussehen und seine Geschichte sind, ohne weiteres zu weichen. So ist es von jeher gewesen und unumschränkt sollen Zeitgeschmack und Rücksicht auf die zur Verfügung stehenden Mittel in diesem Falle über die Form der Anlage und Schmuck gebieten. Anders verhält es sich, wo lediglich Restaurationsprojekte in Frage kommen. Hier verstehen wir, daß vor 30 und 60 Jahren auch hiebei kein anderes Gebot, als das des individuellen oder lokalen Geschmacks die Art der Ausführung bestimmte.

Davon wissen die Kirchen von Dießenhofen und Bischofszell zu berichten, jene, die in den dreißiger Jahren so gründlich purificiert worden ist, daß öder und lederner kein Gotteshaus gedacht werden kann, während hier von 1864 bis 1865 so ziemlich alles geschah, was dazu gehört, um eine mittelalterliche Anlage ihrer originalen Reize zu entkleiden.

Heute sollte man glauben, daß über das Wie und Was viel gründlicher Rat gehalten würde, denn ein erweitertes Wissen stellt auch eine größere Bestimmtheit der Forderungen und Verpflichtungen auf. Wir fühlen, was wir einem Bauwerk schulden, mit dem sich die Erinnerungen an eine Jahrhunderte alte Geschichte verknüpfen; wir sind im Stande, die Besonderheiten seiner Anlage, wie die Einzelheiten zu würdigen, deren Wert unter Umständen ein einzigartiger ist. Wir kennen die Bedeutung, welche gewisse Zierden für die Lokalgeschichte

befißen und den Marktwert, den sie schlechtweg zu erzielen vermöchten. Wir wissen endlich, wenn nun doch einmal restauriert werden soll, wo kompetenter Rat und sachkundige Führung zu finden sind. Und doch wer möchte zweifeln, daß Bauten mit unberührten Zierden in Völbe nur mehr zu den seltensten Ausnahmen gerechnet werden müssen. Es wird eben restauriert, unbarmherzig, theils aus Mode, die wie eine Kinderkrankheit, bei Neu- und Altgläubigen Platz gegriffen hat, theils der Lehre wegen, die einen gewissen Stil als den allein sacralen proklamirt, oder man hat von Unternehmungen gehört, welche da und dort ins Werk gesetzt worden sind. Nun gilt es zu zeigen, daß kirchlicher Sinn und guter Wille auch im eigenen Lager bestehen, wenn anders nicht persönliche Ruhmbegierde, oder praktische Erwägungen den Stein ins Rollen brachten.

Es ist ja wahr, daß Gotteshäuser keine Museen sind und daß jede Generation das Recht besitzt, den Anforderungen der Zeit in Einrichtungen und Kunstsachen Rechnung zu tragen. Aber man sollte sich doch vor dem Allzuviel hüten. Was haben Glasgemälde in Barock- und Roccocokirchen zu thun, deren spezifische Wirkung auf dem Reize heller Weiträumigkeit beruht? Auch der Charakter ihrer Dekorationen, die keine Lebendigkeit und das Verhältniß, in dem diese selten oder doch nur mäßig polychromierten und vergoldeten Zieraten mit vereinzelten Bildern stehen, verträgt die grellen Beleuchtungseffekte nicht. Das haben die Alten gefühlt, daher in solchen Kirchen ohne Ausnahme auf die Anwendung von Glasmalerei verzichtet worden ist. Ein Unglück sondergleichen für den Bestand unserer Monumente ist diese „Kunst“, wie sie heute sich spreizt und geist, überhaupt. Wie zahllose Bauten, die bislang noch in ihrer schlichten anmutigen Ursprünglichkeit bestanden, sind durch fadenscheinige Werke, die alles eher als Farbenzauber verbreiten, in Augenmörder-

gruben verwandelt worden, und das noch gegen Entgelt von Erbstätten, die, wenn es gut ging, ihren Weg in eine öffentliche Sammlung gefunden haben. Was wohl die Stifter dazu sagen würden, wenn sie sehen müßten, wie ihre Wappen aus den Fenstern und ihre Schilde von den Gräbern genommen werden, um aus dem Erlöse von Antiquitäten die Mittel zur Befriedigung eines so infamen Geschmacks heraus zu schlagen. Unglaubliches wird auch in Polychromie geleistet. An Stelle der milden Farben und des unvergleichlichen Schimmers, den die Jahrhunderte auf ehrliche Barockaltäre und ihren Bierat malten, muß eine frische „Fassung“ her; wo vollends Neues erdacht und gepinselt wird, da mögen die Himmlischen sich des erbarmen. Daß Ordnungssinn und Reinlichkeit in Bau-sachen am Plage sind, wird niemand bestreiten; aber es kann auch darin des Guten zu viel verlangt und verrichtet werden. Altes Mauerwerk, das noch unlängst zu Tage trat, ist unter der Lünche oder dem Besenwurf verschwunden und infolgedessen auf lange hinaus die Unterscheidung der einzelnen Bauepochen unmöglich geworden. Ueberreste von Wandgemälden, die, ohne Anstoß zu erregen, aus dem Putze hätten ausgespart werden können, hat man überweißeln lassen und wenig hätte gefehlt, daß dasselbe Schicksal auch den Schalltöpfen im Chore von Oberkirch bei Frauenfeld widerfahren wäre; nur eine Gruppe derselben konnte durch eine im letzten Augenblick getroffene Verfügung sichtbar erhalten werden.

Ein Mißgeschick sondergleichen hat über den Grabmälern gewaltet. Dasjenige eines Bußnang von 1306, dessen Müscheler noch 1867 in der Kirche von Wuppenau gedenkt, ist verschwunden; die von Bürglen, darunter ein solches von eminent historischem Wert, der Grabstein des Freiherrn Ulrich von Hohenfay und ein anderer von 1323 wurden anlässlich einer 1869 vorgenommenen „Restauration“ entfernt; jetzt sind sie auf Altentfingen

der Unbill des Wetters ausgesetzt. Kaum besser ist ein heraldisches Kapitalstück, der Grabstein des Ritters Rudolf von Straß von 1369 an der Nordseite der Kirche von Oberkirch gestellt. Die interessantesten Grabsteine von Tänikon sind durch eine Treppe verdeckt und bloß dem Eifer eines Studenten, der 1862 im Kreuzgang von Feldbach das 1317 datierte Epitaph des Ulrich Goldast gezeichnet hat, ist die Erinnerung an dieses bemerkenswerte Denkmal zu danken. Unter dem Chorboden der Kirche von Gachnang soll der Grabstein des 1200 verstorbenen Bruders Heinrich Pfirnz liegen.

Nicht zu verschweigen ist, was Unverstand und Willkür an dem baulichen Bestande vernichtet haben. Schmerzlich müssen wir fürderhin das Wahrzeichen von Arbon vermissen, den Kirchturm, der seit Jahresfrist sein ehrwürdiges Gesicht verloren hat. Er ist freilich nicht so alt, wie er gemeinlich ausgegeben wird, aber merkwürdig war er doch, nach dem Schlosse mit einer hohen Kehle geöffnet, weil er nicht als Trutzwerk gegen dasselbe benutzt werden sollte, und mit einem hölzernen Obergaden versehen, der dem Ganzen einen überaus malerischen Charakter und das Gepräge ansprechendster Originalität verlieh. Praktische Erwägungen hatten schon früher einer Aenderung gerufen, durch welche die Kirche von Pryn aus der Riste der romanischen Basiliken gestrichen worden ist. Zwischen dem viereckigen Chore und der westlichen Verlängerung des Hauptschiffes, die seit 1750 datiert, hatte noch ein Teil der ursprünglich dreischiffigen Anlage bestanden. Haupt- und Nebenschiffe waren beiderseits durch zwei schmucklose Pfeilerarkaden getrennt, dann sind diese letzten Belege für die basilikale Teilung beseitigt und häßliche Flachbögen an Stelle derselben eingespannt worden.

Kaum schlimmer hätte aber doch gehaust werden können, als dies in Wagnhausen geschah. Dieses ehemalige Benediktinerklosterchen, das unterhalb Stein

über dem linken Rheinufer liegt, ist einer der traumlichsten Sitze, die man sich denken kann; ganz im Grün verborgen, aus dem nur Teile alter Mauern und der rote Dachreiter schimmern. Lautlos zieht der helle Strom vorbei, auf den Hohenklingen, als eine der stolzesten und besterhaltenen Festen, herunterschaut. Man muß hier im Maien rasten, wenn ringsum der Blütenschnee auf hellgrünen Kronen wogt und die Mittagsglocken in dem Summen der Bienen verhallen. Das ruht einer Stimmung, die uns über Jahrhunderte zurück in den Gottesfrieden einer traumhaften Klosterruhe versetzt. Im Jahre 1862 habe ich zum ersten Male vorgesprochen und ein Stück des südlichen Kreuzgangflügels mit seinen romanischen Bogenstellungen gezeichnet. Zehn Jahre später war dieser Teil gefallen, das Kirchlein dagegen hatte mit Ausnahme des nördlichen Nebenschiffes so bestanden, daß eine Rekonstruktion der ursprünglichen Anlage wohl möglich war. Selbst ihre mittelalterliche Nautenverglasung, diese überaus seltene Einrichtung, hatten einzelne Hochfenster bewahrt. Es hat mich seither immer dorthin gezogen, aber es mußte einem Schüler überlassen werden, die längst erwünschte Aufnahme zu besorgen. Im Jahre 1890 hat sich Herr Architekt Otto Pfleghard dieser Aufgabe unterzogen und seinem Stifte ist das Bild des Kirchleins zu verdanken, wie es vor der bald darauf erfolgten „Verschönerung“ bestand. Ein jenseits des Oceans reich gewordener Bürger von Wagenhausen hat sie 1892 so besorgen lassen, wie es amerikanischer Gründlichkeit und amerikanischem Geschmacke entsprach. Von tadelloser Güte ist die lichtbraune Delfarbe, die an den Wänden glänzt, jede Erscheinung beseitigt, die als bauliche Unregelmäßigkeit gedeutet werden mochte und ein westlicher Zugang geschaffen, der allen Forderungen einfacher Pragis entspricht. Aber gerade dort hatten Ueberreste bestanden, die dem Kirchlein seinen besondern Wert verliehen,

denn sie ließen auf das ehemalige Vorhandensein einer Anlage schließen, die so oft an romanischen Benediktiner- oder Cluniacenserkirchen wiederkehrt, einer zweigeschoßigen Vorhalle, die oben mit drei Pfeilerarkaden nach dem Hauptschiffe offen stand. Die Ansätze des untern Bogens und die Pilaster der obern Arkaden hat noch Pileghard verzeichnet, nun sind sie abgeschrotet, wie die Deckgesimse der Pfeiler, welche die Bogenreihe des nördlichen Seitenschiffes trugen.

Wohl kein Geschlecht hat sich rühriger als das unserige um den Nachlaß alter Zeiten umgethan und doch ist Jahr für Jahr über Verlust und Ruin zu klagen, denn Forschen und Sammeln kommt eben noch lange nicht dem Erhalten gleich. Mögen unsere Museen vor Groß- und Kleinram versten, mögen Mappen und Bände mit Bild und Schrift sich füllen, das hindert nicht, daß ein unseliges Geschick über unseren Baudenkmälern waltet und zwar je grausamer, je größer der Eifer zum Retten und Bessern ist.

Nun frage man, warum wir trotzdem so freudig streiten? Da ist es zunächst das Land, das so viel Reizvolles bietet. Meistens freilich wird der Schnelligkeit gewählt, der eine Strecke durchheilt, auf der wir liebliche Weite, aber nichts von dem gewahren, was dem Alltagsbegriff von landschaftlicher Schönheit entspricht. Lange grüne Rücken schließen hüben und drüben mit unbestimmten Formen und trägen Linien die Ferne ab. Wenige Punkte: der ehrwürdige Turm von Frauenfeld und das helle Städtchen, ein gotisches Chörlein, das wir im Fluge erspähen, ein fernes Schloßchen, ein gebrochener Turm und dann noch Birglen vermögen unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Das rechte Ziel scheint erst zu winken, wo sich der Obstwald nach dem Bodensee mit seiner duftig blauen Fläche lichtet. Es ist schön, an diesem Gestade zu weilen und reiche Beute lieft sich auf der langen Peripherie am See und Rhein zusammen; allein, wer

Luft zum Suchen und Wandern hat, soll auch das Binnenland durchstreifen. Er wird Schönes und Ueber-
raschendes die Fülle finden.

Wer weiß, welche Falten in die scheinbar mono-
tonen Hänge des Immen- und Wellenberges, des
Seerückens und Ottenberges schneiden, wie trotzig sie
sind und wieviel Reizvolles diese Klingen bergen. Wer
hat schon die Höhen erstiegen und sich an den Fern-
sichten geweidet, die zahlreicher und mannigfaltiger,
weiter und froher kaum anderswo im Mittellande ge-
schaut werden möchten. Steinegg und Felsberg, Hom-
burg, Thurberg und Berg auf der rechten, Werdbühl
auf der linken Thalseite, dahinter der Rollen und
Krillberg, die Schlösser Bettwiesen und Sonnen-
berg, sind Warten, die um den Preis der Schönheit
und Weite ihrer Aussicht streiten.

Wunderbar sind die Gegensätze, die oft auf kurze
Strecken wechseln. Gegen die sonnige Niederung schiebt
sich eine Staffel vor mit Nebel und Obstwäldern, die
stattliche Häuser und Höfe bergen. Alles ist proper
und zeugt von dem Wohlstande, den sich ein aufge-
weckter Schlag mit Arbeit und selbstbewußtem Fest-
halten an schlichter Sitte haute. Weiter oben werden
die Hänge kahler; die Gegend nimmt stellenweise einen
fast alpinen Charakter an. Stundenweit erstrecken sich
die schönen Waldbestände. Auf dem Wege nach Lieben-
fels war ich im Frühjahr 1894 mit einem Gefährten
von Herdern ausgegangen. Wir hatten uns verplau-
dert und darüber einen Pfad verfolgt, der sich bald
als Holzweg reinsten Schlages entpuppte. Rasche An-
kunft am Ziele wäre uns lieber als das Streifen und
Suchen im Walde gewesen, und fast schon hätte die
Mißstimmung über solchem Zeitverlust die Oberhand
gewonnen, da that sich eine köstliche Ferne auf; aus der
Dichtung blickte, mit tiefer Bläue ein nur ganz schmaler
Ausschnitt des Untersees herauf und blanke Häuser-
gruppen, die vom jenseitigen Hang herüber glänzten.

Das war ein Bildchen in dem noch toten Walde-
rahmen zum malen schön. Solche Ueberraschungen
stellen sich die Menge ein. Nicht bloß im Süden ist
klassische Landschaft zu finden, es giebt auch diesseits
der Alpen eine verklärte Natur. Wer einmal beim
Sonnenuntergang auf den Höhen über Ermatingen,
auf Wolfsberg oder Sandegg'stund, der mochte beim
Anblick solcher Schönheit von Formen und Linien gar
wohl an Claude Lorrains oder Poussins Bilder denken.

Um Land und Leute kennen zu lernen, will eigens
geschaut und fleißig gewandert sein. Es hat sich des-
halb meine Vorstellung von derjenigen geändert, die
dem herkömmlichen Begriffe von dem Charakter und
den Anschauungen des Volkes entspricht. Der Thur-
gauer wird insgemein für die Verkörperung des Utili-
tarismus gehalten. Daß nüchterne Urteilsfähigkeit und
kluger Geschäftssinn mit schlagfertiger Schärfe dem-
selben eignen, wer mag es ihm verargen; das macht
seine Stärke aus und hat die Mannen beim alten
Brauche gesund und rührig bewahrt. Für andere Dinge
fehlt es auch da nicht an Sinn. Ich kann vielmehr
im Hinblick auf meine besondern Ziele bestätigen, daß
ich nirgends für dieselben ein volkstümlicheres Inter-
esse, so viel Herz für die Sache und Freude von ge-
schichtlicher Vergangenheit zu hören, wie im Thurgau
wahrgenommen habe. Im Tessin, das so reich an alten
Denkmälern ist, kann wohl auf Sympathie mit künst-
lerischen Interessen gerechnet werden, von der Geschichte
der Städte und Burgen hat sich beim Volke keine Er-
innerung erhalten. Im Thurgau genügt es, Pupiskofer
zu nennen, um jederzeit Auskunft über das Gesuchte
zu finden. Der Landmann weiß immer etwas über
den Burgstock zu sagen, der in der Nähe seines Hofes
liegt. Bei Schönenbaumgarten ob Münsterlingen hat
einer, der mit seinem Fuhrwerke kam, zur Hut des-
selben einen Nachbarn gerufen, um sofort die Stelle
einer verschollenen Burg im Walde zu zeigen und

dann die Sage zum Besten gegeben, wie sie bei Pupiskofer verzeichnet steht. Bündig ist auch stets über den frühern Bestand der Ruinen, über ihren Befund bei Ausgrabungen und die Verwendung der hiebei gewonnenen Materialien berichtet worden. Mit einem Worte überall war offener Sinn und auf jede Frage ein bereitwilliger und intelligenter Bescheid zu finden.

Wenn nun Thurgau allerdings keine so rangvollen Monumente besitzt, wie sie anderswo stehen, so schließt das den Eifer nicht aus, mit dem wir fahnden, denn auch das Kleine und scheinbar Geringfügige giebt, in der Menge geschaut und zusammengestellt, ein wissenschaftliches Hilfsmittel ab, und oft noch deutlicher als in den Schöpfungen großen Stiles prägt sich heimische Art und das gegenseitige Verhältnis der einzelnen Schulen zu einander in den zahlreich verbreiteten kleinen Denkmälern aus. Diese sind recht eigentlich aus dem eigenen Boden gewachsen, zunächst auch von heimischen Kräften erbaut und etwas Bemerkenswerthes oder Anziehendes, sei es in Bezug auf die Anlage überhaupt, sei es in Einrichtungen, Wahrzeichen und Zierarten wird der Kundige immer finden.

Durch wenige und schlichte Monumente ist der romanische Stil vertreten. Nicht ein hervorragender Turm, keine Krypta, keine namhaften Skulpturen hat Thurgau aus dem vorgotischen Zeitalter aufzuweisen. Ein simples Klostertchen ist *Wagenhausen* gewesen. Von dem alten Konventgebäude ist aber nur mehr der Ostflügel des Kreuzganges samt einem rückwärtsanstoßenden Raum, vermutlich dem ehemaligen Kapitäl stehen geblieben. Beide sind flach gedeckt und mit romanischen Doppelfenstern versehen, deren schlichte Haltung und sparsame Verteilung zeigt, daß mit bescheidenen Mitteln gerechnet werden mußte. Sehr zu bedauern ist der Untergang des südlichen Flügels, wo Ansätze neben einer Doppelpforte auf das ehemalige Vorhandensein

eines Ausbaues deuteten, der, wie es scheint, mit Rundbögen nach dem Kreuzgang geöffnet war.

Das Kirchlein reiht sich den vielen Basiliken an, die in den Grenzgebieten der Kantone Schaffhausen, Thurgau und Zürich die sogenannte schwäbisch-alamannische Schule vertreten. Man möchte meinen, daß ihr die Nüchternheit verbrieft gewesen sei. Was in Basel und rheinabwärts steht, ist schmuck und zierlich. Schon im zwölften Jahrhundert wurden die Probleme des Gewölbebaues auf mannigfaltige Weise gelöst; an Kapitälern und Pfeilergesimsen hat sich die Plastik ausgiebig und oftmals reich betheiligt. Das Aeußere der Bauten ist konsequent und ansprechend gegliedert und sehr geschmackvoll auch die Natur des Materials in dem Farbenwechsel der Quader zu Rate gezogen. Gleiches kann von den Werken der lombardischen Schule gelten, die man nicht erst jenseits der Alpen findet, sondern es müssen zu den Ausläufern derselben auch das zürcherische Großmünster und der Dom von Chur gerechnet werden.

Was dazwischen liegt, ist fahl und nüchtern und manchmal sogar recht armselig beschaffen. Auch unsere Münster sind hievon nicht unberührt geblieben; sie haben mit den Denkmälern der schwäbisch-alamannischen Schule den viereckigen Chorschuß gemein. In den Münster von Konstanz und Schaffhausen, in den Kirchen von Stein, Dießenhofen und Wagenhausen, auf der Reichenau, in Petershausen bei Konstanz, landeinwärts in Pfyn, Winterthur, in der alten Kirche von Uster, überall ist diese einfache Form der östlichen Teile wiederholt und dazu herrscht eine Dürftigkeit der Formbehandlung, welche sich nicht bloß in dem vollständigen Mangel jeglicher Außengliederung, sondern auch im Innern bekundet.

Des Kirchleins von Pfyn ist schon gedacht, hier haben den Pfeilern sogar die Basen und Deckgesimse gefehlt. Reste romanischer Anlagen mögen auch in den

Kirchen von Dießenhofen und Bischofszell erhalten sein. Dort stimmt der Chor, der nur wenig über die ebenfalls viereckigen Nebenkapellen vorspringt, mit dem von Stein überein. Das Schiff ist wahrscheinlich im fünfzehnten Jahrhundert erbaut worden. Anders verhält es sich mit dem von Bischofszell. Auch hier sind die Pfeiler spätgotisches Werk; aber die achteckigen Deckgesimse zeigen dasselbe Profil wie die der Kirche von Stein und vollends prägt sich der romanische Charakter in den Kämpfern der Halbpfeiler aus, welche an beiden Enden des Langhauses mit den Stützenreihen korrespondieren. Eine Konstanzer Chronik des fünfzehnten Jahrhunderts meldet, daß der 976 verstorbene Bischof Konrad von Konstanz „die seiten, (d. h. wohl die Nebenschiffe) und Säulen zu Bischofszell sampt dem Chor“ erbaut habe, „dann es zuvor ein kleines gevieretes kirchlein gewesen, wie es Bischoff Salomo gestiftet.“ Für gar so alt braucht man allerdings diese romanischen Gliederungen nicht zu halten; es genügt, sie aus dem zwölften Jahrhundert zu datieren. Von einer 1155 stattgehabten Weihe hat eine im Turmknopf gefundene Notiz berichtet und wir hätten — dies angenommen — auf eine ähnliche Folge gemauerter Säulen mit achteckigen Würfelkapitälern zu schließen, wie sie noch jetzt in Stein besteht. Bei dem gotischen Umbau, auf welchen das Datum 1496 über einem Pfeiler weist, wären sie alsdann in die jetzigen Stützen umgemodelt worden.

Kleine Anlagen von einschiffiger Form sind die zu Frauenfeld gehörigen Kirchen St. Johann in Kurzdorf und St. Laurentius in Oberkirch gewesen. Hier wie dort ist der einzige formierte Teil die Westthüre geblieben. Ein Wulst, der sie in einem Zuge begleitet, hebt auf umgekehrten Würfelkapitälern an. Ganz so erscheint die Pforte, die sich im ersten Stock des Schloßturmes öffnet und zwar spricht alles dafür, daß sie zu dem ursprünglichen Bestande

gehört. Ist dem so, so kann, wie gigantisch dieses Werk erscheint, an der Datierung desselben aus dem zehnten Jahrhundert nicht mehr festgehalten werden. Einen gewölbten Turmchor besitzt die Kirche von Berg bei Bürklen und romanisch ist wohl auch das Chörlein der Schloßkapelle von Detlishausen.

Zwei merkwürdige Monumente sind untergegangen. Im Hofe des Schlosses Frauenfeld hatte bis 1839 die sogenannte *Schloßscheune* gestanden. Rüscheler will sie für eine ehemalige Liebfrauenkapelle gehalten wissen und berichtet von derselben: „Die eine Hälfte des Gebäudes hatte sorgfältig gearbeitete, kleine Bogenfenster und einen Gurt, dessen Verzierungen an diejenigen des Grossmünsters in Zürich erinnerten, besonders aber zwei ebenfalls kunstreich verzierte steinerne Thürgerichte in der die Mitte des Gebäudes durchschneidenden Mauer.“

Im Rosgarten-Museum von Konstanz sind die einzigen romanischen Bildwerke aufbewahrt, die Thurgau besaß. Sie stammen aus Kreuzlingen, wo unweit des Klosters bis 1851 die „Kapelle der Sondersiechen am Feld“ gestanden hatte. Eine flüchtige Skizze hat Ferdinand Keller in den Zeichnungsbüchern der antiquarischen Gesellschaft in Zürich hinterlassen. Demnach waren jene Bildwerke an einer äußern Langwand hart unter dem Dache angebracht. Sie stellen in Hochrelief die thronenden Gestalten Christi, der Gottesmutter und des heiligen Petrus vor, gedrungene Figuren, die in derber Ausföhrung alle Merkmale streng-romanischen Stiles zeigen. Die wunderliche Verdrehung der Rechten, mit welcher der Heiland den Segen spendet, möge der Eingebung zu Gute gehalten werden, die der Meister der Naturanschauung vorgezogen hat. Ueber die innere Beschaffenheit des Kirchleins, das kleine Rundbogenfenster hatte und eine grobe Mauerung aus Kugelfsteinen zeigte, liegen keine Berichte vor.

Sparfam ist auch die Gotik vertreten, zumal ihre frühere Entwicklungsstufe war nur durch ein einziges Denkmal, Kirche und Kreuzgang von *Felbach* belegt. Eine Gruppe zierlicher Bauten hat die Spätzeit hinterlassen: die Chöre von *Sommeri* (1442 ?), *Gachnang* (1493—94), *Arbon* (1496), *Wigoltingen* (1504 ?), *Hagenwil* und die Sakristeien von *Bernrain* und *Ermtingen*. Sie alle zeichnen sich durch elegante Gewölbekonstruktionen und mancherlei ansprechende Zierden aus, unter denen besonders die Schlußsteine von *Bernrain* wegen ihres energisch filizierten Blattwerkes Beachtung verdienen.

Ueberall in der Schweiz hat der Baueifer, der sich in der Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts regte, seine Spuren hinterlassen, aber wenige unter den kleineren Denkmälern möchten damals so zierlich wie der Chor von *Arbon* erbaut worden sein. Das Gewölbe mit seinen figurierten Schlußsteinen zeichnet sich durch merkwürdige Kombinationen aus; ungewöhnlich elegant sind die Rippen profiliert, die Maazwerke der Fenster so reich und zierlich, wir irgend etwas dieser Art für Bischofsitze gemacht worden ist, besonders eingehend sind auch die Streben behandelt. An Rang steht diesem Chore derjenige von *Gachnang* wenig nach und es ist wohl anzunehmen, daß hier wie dort Vertreter derselben Bauhütte, derjenigen von *Konstanz* sich bethätigt haben.

Selten sind Werke der spätgotischen Steinmeherkunst. Ich nenne als solche die *Sakramentshäuschen* von *Berg*, *Pfön*, *Commis*, *Ermtingen* und den mit seiner ursprünglichen Bemalung erhaltenen Wandtabernakel in der ehemaligen *St. Nikolauskapelle* von *Triboltingen*. Auch mit *Spottbildern* hat die Neuzeit ausgeräumt. An der Westfassade der Kirche von *Sommeri* war bis 1859 ein aus glasiertem Thon gefertigter Hundskopf eingelassen, der jetzt dem historischen Museum in *Frauenfeld* gehört. Er wird — aber gewiß

mit Unrecht — als ein Spottbild auf die Reformirten von Erlen gedeutet. Ausgesprochen antiklerikal sind jedenfalls die Lippersweiler gewesen, denn an der Empore ihrer Kirche haben sie schon 1514 zwei Gelsöhren und die Aufschrift malen lassen: „Hans heb den Papen nit.“

Manch schmuckes Kircheninnere muß es vordem im Thurgau gegeben haben. Von der Kirche von Bischofszell wird um 1580 gemeldet, daß sie „inwendig und auswendig lustig verziert und mit reichen Ornamenten versehen sei.“ Bis in die Sechsziger Jahre war das eine und andere davon erhalten gewesen, darunter die Malereien, welche den Pettner schmückten. Sie waren bis 1864 theils übertüncht, theils durch spätere Delgemälbe verdeckt; dann sind sie wieder zum Vorschein gekommen, aber mit dem Pettner untergegangen. Einige Ueberbleibsel wurden in das katholische Pfarrhaus gerettet, gerade so viel, um einen Rückschluß auf Stil und Alter zu gestatten und den Untergang einer bis dahin wohl erhaltenen Folge von Schilderungen aus der Jugend- und Passionsgeschichte beklagen zu lassen, die zu den immerhin seltenen Werken aus der Wende des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts gehörte. Ältere Bilder waren nur noch in Feldbach zu sehen.

Man weiß, daß selbst die kleinsten Landkirchen des malerischen Schmuckes nicht entbehrten. Das haben neuerdings die Funde in Waltalingen dargethan, und mehrfach sind und waren die Anzeichen einer solcher Ausstattung auch im Thurgau zu finden. Nachrichten von Wandgemälden sind aus Nussbaumen, Pfyn und Tägerweilen bekannt; man hat sie aber alle unter der Tünche verschwinden lassen; dasselbe Schicksal ist 1890 denen von Oberkirch bei Frauenfeld widerfahren. Ausgiebige Reste einer Bildersfolge aus dem fünfzehnten Jahrhundert sind dagegen jetzt noch in der profanierten Kapelle von Gerlikon bei Gachnang und dem Heiligkreuzkirchlein bei Mannedach zu

finden. Noch reichere Ausbeute steht in der ehemaligen St. Niklauskapelle von *Trübsdingen* zwischen Gottlieben und Ermatingen bevor. Dieser flachgedeckte Bau mit Maaswerkfenstern im Polygone ist zum Spritzenhause degradirt; aber es wird eben darum Ordnung gehalten und die einmal geweißelten Wände sind seither unberührt geblieben. Hier und da ist die Lünche heruntergefallen und wo sie sonst noch wackelt, treten überall Spuren von Bildern zu Tage, die nach einheitlichem System gegliedert und von Ornamentbordüren umrahmt, eine ganze Legende, vermutlich des Patrons zu schildern scheinen. Es wäre schade, wenn die Gunst nicht benutzt werden wollte, die sich eben jetzt zur Befreiung der Heiligen darbietet.

Es wäre noch vieles zu sagen: von Glasmalereien, von Statuetten und anderweitigen Skulpturen, von Tafelgemälden und Kirchenschätzen; es wäre auch von den Klöstern zu melden, von Tänikon, Ittingen und Paradies, deren jedes den Stoff zu einer Monographie zu bieten vermöchte. Was außer den Besonderheiten ihrer allgemeinen Anlage Beachtung verdient, ist die Fähigkeit, mit der eine freilich recht nüchterne Gotik bis in das zweite Jahrzehnt des siebenzehnten Jahrhunderts für das Fensterwerk der Kreuzgänge und auch für andere Details in Kraft geblieben ist.

Das war die Zeit der Gegenreformation, wo die Stifter sich von den Drangsalen zu erholen begannen, die mehr als einmal ihre Existenz bedroht hatten.

Zum 18. Juli 1524 steht der Ittingersturm verzeichnet. Sechs Jahre später zog sich der Prior über den Rhein zurück. Erst nach dem zweiten Kappelerkriege beschloß die Tagsatzung: „söllich gottshus Ittingen wiederum zu besetzen und daß si darin kommen soltent und mögent meß halten, singen und lesen, Gott dem allmächtigen dienen, darum es geßliffet und geordnet, auch daselbst hushalten, schalten und walten.“ Der

Prior Leonhard Zanny ist dann seit 1549 der Restaurator des Klosters geworden und es ist von dieser Zeit die Anlage, wie sie heutzutage besteht, zu datieren mit namhaften Zusätzen allerdings, durch welche sie erst im siebzehnten, Jahrhundert zu dem jetzigen Bestande ausgebaut worden ist. Was der Katastrophe von 1524 zum Opfer fiel, geht aus einer lakonischen Notiz hervor, die Professor J. Büchi in neuester Zeit aus dem Staatsarchive von Frauenfeld veröffentlicht hat: Item die fischen venster an vier ordten, kostlich verglaßet, mit altem gemäl. Darzu sant Gallen Kappel daran, alles zerschlagen. Item zwo sydten im früzgang mit schönem Gemäl verglaßet. Namlich den stammen Jäß (die Wurzel Jesse — Stammbaum Christi) und das ganz läben und Ursprung unser frowen. Das ganz läben und leyden Christi biß uff das jungst gericht. Alles verderbt und zerschlagen ob VIC gl. wert. Item alle fenster im Gottßhus an allem Gemach und Hüsereu auch an den Mülin zerschlagen in großen wärt.“

Vier Jahre später — 1529 — wurden in Katha-
rinenthal die Altäre zerstört und die Bilder über-
tüncht. Vieles wurde in das S. Agnesenkloster in
Schaffhausen und in den Höhgau geflüchtet. „Item so
ist einer zu Dießenhofen, heißt Löni Buggi, der soll
noch ein keller voll gößen haben, die dero frowen
sind.“

In Tänikon wurde 1528 aufgeräumt. Um die
Mitte des Jahrhunderts waren dort nur noch zwei
Conventualinnen übrig geblieben. Die Oekonomie hatte
der Abt von Fischingen unter dem Schutze der sieben
Orte übernommen. Dann trat im Jahre 1550 Sophie
von Greuth, die Schwester eines Murenser Abtes und
Tochter des Stadtschreibers von Zürich Joachim, des
Gegners Zwinglis die Leitung des Stiftes an. Sie
hat dasselbe wieder hergestellt und ihr Name ist auch
in der Kunstgeschichte mit Ehren verzeichnet. Schon zu

Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hatte eine Vorgängerin, Anna Wätter von Bliedegg, den Convent mit den zierlichen Fenstersäulen und der geschnitzten Balkendecke erbaut, von 1519 sind die Wandgemälde datiert, die sich an der Ostwand des Refecthales befinden und auch der Kreuzgang ist, wie Professor Büchi nachgewiesen hat, ihr Werk. Was will es bedeuten, daß hier und da noch einige Windeisen bestehen? und doch ruht dieses Gestänge Erinnerungen und zwar recht wehmütige wach. Ganz genau entsprechen nämlich die Abmessungen der Felder den Scheiben, deren meiste nun für immer verzettelt sind. Hier hatten diese breit-rechteckigen Fenster gestanden, die, 40 an der Zahl, drei verschiedenen Folgen angehörten. 37 davon waren zum letzten Male bei der Vincent-Auktion zu sehen, die meisten, 1558—1559 datiert, sind freie Wiederholungen von Dürers kleiner Holzschnitt-Passion und Werke Niklaus Bluntschlis gewesen. In den Sechziger und Achtziger Jahren sind die übrigen hinzugekommen. Es weht uns etwas von dem geheimnisvollen Zauber entgegen, der über der Landschaft herrscht, wenn wir in die tiefe Bläue dieser Scheiben blicken, die über waldigen Fernen die Folie wunderbar farbiger Schildereien und Wappen bildet. Sie sind von Capricen und Baulichkeiten umrahmt, wie sie üppiger kein Glasmaler erfunden hat. Nie hat mich eine Folge von Scheiben dermaßen erfaßt. Es ist ja vieles daran auszufehen; aber sie sind so unwiderstehlich romantisch, daß man sich stundenlang in diese stimmungsvolle Blütenpracht versenken kann. Wie bestirrend mag sie erst in der stillen, hell dunklen Heimlichkeit der alten Umgebung gewesen sein.

Man sollte glauben, daß eine Aebtissin, die kaum ihr Stift durch schwere Krisen gerettet und dessen innere und äußere Verhältnisse erst wieder zu konsolidieren hatte, ihr Augenmerk mehr auf das Praktisch-Notwendige, als auf künstlerische Dinge gerichtet haben

würde. Den Fensterschmuck des Kreuzganges allerdings haben nach damaliger Sitte die Gönner und Gefreundeten des Klosters bestritten, aber schon die Wahl des Meisters, der zu den vornehmsten seiner Kunst gehörte, dürfte aus der Initiative der thatkräftigen Prälatin hervorgegangen sein, denn sie hat ein feines Verstandnis und einen edlen Kunstgeschmack auch in andern Unternehmungen bewährt, zu denen insbesondere der Schmuck der ehemaligen Beichtigerwohnung gehörte. Dort hatte bis 1892 das sogenannte „Kapuzinerstübli“ bestanden, dessen Ausstattung, durch moderne Zusätze vermehrt, jetzt das in demselben Stock gelegene Bibliothekzimmer schmückt. Die Felder des Täfers und der Decke sind mit den elegantesten Intarsien geschmückt und die Pilaster, sowie das Gurtgesimse unter der Attica mit Relieffestons verziert, die zu den edelsten Proben heimischer Renaissance gehören. Ein Nischenbogen trägt das Datum 1569 und der Meister hat auch sein Monogramm verzeichnet; es ist aber noch nicht gelungen, mit Hilfe desselben seinen Namen zu bestimmen. Diese Zierden sind nicht die einzigen Werke, welche den hohen Stand der Schnitzkunst im Thurgau belegen; es giebt noch mehrere, die ihnen fast ebenbürtig sind: Schränke auf Altentklingen, und andere Möbel, deren einige das schweizerische Landesmuseum besitzt. Bis zum Ab Laufe des sechzehnten Jahrhunderts hat sich in dergleichen eine edle Feinheit des Renaissancegeschmackes bewährt und es dürfte das Studium dieser Werke, deren Reihenfolge ja schon mit den Zierden des Arboner Schlosses beginnt, zu kunstgeschichtlich nicht uninteressanten Ergebnissen führen.

Dem Aufschwunge des Klosterlebens, der sich aus der Begeisterung der Gegenreformation entfaltet hatte, sind dann noch einmal hochzeitliche Tage gefolgt. In der Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts fing eine Bauhätigkeit sondergleichen an. Fast

kein Stift ist davon unberührt geblieben. Kisten und Kassen waren gefüllt, große Reichthümer hatten sich in einzelnen Klöstern aufgehäuft, deren Vorsteher sich in fürstlichem Glanze sonnten. Da war es begreiflich, daß die Bauten, in denen die mittelalterlichen Convente sich eingenistet hatten, zu eng und dürftig erschienen. Man war in den geistlichen Kreisen, so gut wie die weltlichen Herren, mit den Präentionen der Mode vertraut geworden, so daß in dem Streben, seine Häuslichkeit auf neuen Fuß zu stellen, bald kein Stift hinter dem andern mehr zurückbleiben wollte. Einem Abt von Kreuzlingen wollten sogar die Bauten nicht mehr genügen, die erst 1633 so stattlich auf neuer Stelle errichtet worden waren. Er ließ die kleinen ovalen Pächter durch große Fensterstöcke und Läden ersetzen, weil ein Ordenshaus, wie er sich ausdrückte, nicht das Aussehen eines Zuchthauses haben sollte. Auch die Kirche, die bisher einen getäfelten Plafond hatte, ließ er mit Gewölben versehen. Ein Maler, Franz Ludwig Hermann von Wangen im Allgäu hat sie 1765 mit pomphaften Schildeereien ausgeschmückt, derselbe Künstler, der sich zwei Jahre früher im Chor von Ittingen als „*aulicus pictor eminentissimi cardinalis et sancti romani imperii principis de Rodt*“ (des Cardinalbischofs von Konstanz) verzeichnet hat. Andere Genossen aus der Zunft von Barockmeistern, die maniert, aber immer mit großer Macht flott und frischfarbig malten, lernen wir in Franz Stauder von Konstanz, der 1733 die Fresken in der Klosterkirche von Katharinenthal ausführte und in Johann Jakob Zeiller kennen, der 1761 den Chor von Ittingen schmückte. Die Conventgebäude von Kreuzlingen enthalten Räume vornehmster Art. Dem schmucken Kircheninnern haben moderne Glasgemälde Eintrag gethan. Ein Meisterwerk in seiner Art ist das in der Kreuzkapelle befindliche Schnitzwerk, das mit einem Aufwande von 600—700 Figuren

auf einem phantastischen Aufbau von Felsen und Grotten den ganzen Verlauf der Passionsgeschichte schildert. Ein Tiroler soll es in achtzehnjähriger Arbeit gefertigt haben. 1761 hat es der Rats Herr Jakob Hofner dem Kloster abgetreten.

Völlig unberührt in ihrem ursprünglichen Bestande, ebenso edel in ihren baulichen Massen, wie ansprechend durch die charaktervolle Reinheit der gesamten Ausstattung erscheint die 1716 vollendete Klosterkirche von M ü n s t e r l i n g e n. Man unterlasse nicht, die unter derselben befindliche Frauengruft zu besichtigen, die zu den stimmungsvollsten Innenräumen des achtzehnten Jahrhunderts gehört.

Zwei Neding haben auf eigene Kosten seit 1685 die Klosterkirche von F i s c h i n g e n erbauen lassen. Erst 1704 wurde der Grundstein zu der anstoßenden Idakapelle gelegt. Den Plan zu dieser imposanten Rotunde, die mit ihrem lustigen Aufbau voll malerischer Durchblicke an Padre Pozzos Architekturen erinnert, hatte ein Socius Jesu, Christian Huber geschaffen. Zehn Jahre später wurde der Neubau des stattlichen Klosters begonnen. Fügen wir diesen heitern Denkmälern, die unter der Gnadensonne eines reichen und stolzen Klosterlebens entstanden sind, und zu denen auch die Kirche von I t t i n g e n mit ihrem berühmten Chorgestühle gehört, die der ehemaligen Dominikanerinnen von K a t h a r i n e n t h a l bei Dießenhofen bei. 1714 wurde der Bau des Klosters, sechs Jahre später die Errichtung der Kirche begonnen und diese 1735 geweiht. Wer sie von außen sieht, hat keinen Begriff von der feinen Pracht und Weiträumigkeit des Innern, das bei aller Einfachheit des baulichen Entwurfes einen erheblichen Eindruck macht.

Und jetzt noch einmal den Rhein hinauf. Bei Stedborn springt eine Zunge in die stille Flut des Untersees vor; noch stehen die Mauern, welche den Klosterfrieden schützten und wer vor Jahresfrist seeaufwärts

fuhr, den mochte die hübsche Gruppe fesseln, zu der sich hinter den Weiden in Baumgärten versteckt eine mittelalterliche Kirche mit dem Konvente verband. Hier hatte Feldbach gestanden, ein Idyll wie traulicher keine Stätte frommer Weltflucht war. Wie wohl und friedlich mochte es hier zu wohnen sein, wo nur das Pochen ferner Ruder, ein Glöcklein und Chorgebet bei Orgelton die Stille unterbrachen. Ringsum Grün; weiße Gestalten tauchen hier und da zwischen Busch und Bäumen auf, Klosterfrauen, die am Spalier, im Gemüsegarten oder zwischen den Blumen hantieren. Es zieht sie wohl auch die Weite an, denn es ist nicht sündlich, den Segeln zu folgen, die auf der linden Fläche ziehen. Wie ein Lustgebilde schließt sie die Reichenau mit düstigen Spitzchen auf einer feinen Linie ab.

So mag es vor fünfzig Jahren auf dieser Halbinsel ausgesehen haben, dann hat den Nonnen ihr Abschiedssündlein geschlagen. Sie sind über den See gezogen, wo sie mit den Ordensschwestern von Tänikon und Kälchrain eine Zufluchtsstätte gefunden haben. In Feldbach zog ein neues Leben ein, ein nützliches wohl, aber keine Poesie. 1862 war in den Behausungen ein armes Böcklein und die Kirche voll Ruß und Qualm zu sehen. So sah es wieder vor zwei Jahren aus, jetzt hatte die Allmacht der Industrie auch die Konventgebäude verwüstet. Er war kein schöner Sonntagsmorgen, als mein Gefährte und ich uns den Atem verhalten mußten, um die rauchende Kirche zu inspizieren und dann nur zweifelshafte Notizen auf rußigen Blättern herauszutragen. Ein Jahr darauf, am 23. Juli 1895, hat um Mitternacht eine Lohe, der Brand von Feldbach weithin geleuchtet. Ergreifend muß es gewesen sein, als das zierliche Dachtürmchen in die Gluten sank. Fast wunderbar ist nur das hart hinter der Kirche am Strand gelegene „Altkloster“, ein maleisicher Fachwerkbau verschont geblieben. Bald nach der Katastrophe stund in einem Lokalblatt zu lesen: „Aus

den Ruinen wird teilweise neues Leben erblühen. Das ganze große Areal des ehemaligen Klosters samt den darauf sich befindenden Wohn- und Fabrikgebäuden ist um die Summe von 35,000 Fr. aus dem Besitze der Bank Winterthur in denjenigen von Herren Bächtold und Cie., früherer Pächter übergegangen. Die Gießerei wird an alter Stelle ausgebaut und so wird in kurzer Zeit die Fabrik, welche den Bau von Petroleummotoren als Spezialität betreiben will, wieder eingerichtet sein. Es wird dadurch dem Städtchen bei der erhofften Prosperität neues Leben und Verdienst zugeführt werden.“

Aber bevor dies geschehen mußte, sollte doch noch eine Umschau auf den Trümmern gehalten werden. Dies war am 7. August des vorigen Jahres der Fall. Wagen voll Eisengerümpel, welches das Feuer verzschlackt und verbogen hatte, wurden hinausgefahren. Drinnen war stellenweise schon Ordnung gemacht. Hier lagen Maschinenteile in Haufen getürmt, dazwischen waren glatte Wege durch den Schutt getrieben. Im Kreuzgang aber konnte man noch die volle Wirkung der Katastrophe sehen, wirres Getrümmer, aus dem verkohlte Balken starrten und schleicher Qualm aus heimlichen Glutherden überall hin einen widerlich brenzelnden Dunst verbreitete.

Allein da gab es nicht Zeit, um sentimentalen Regungen nachzuhängen, es galt vielmehr festzuhalten, was noch zu buchen war und daß ich zur rechten Stunde gekommen, zeigte das Hantieren der Maurer, die mit Hammer und Hebel irgend ein Gemäuer brachen. Jede Spur des Kreuzganges schien noch vor Jahresfrist verschwunden zu sein. Jetzt sah ich, daß nur zwei Mauern die westliche Bogenreihe ummantelt hatten. Eben war diese Verkleidung gefallen und auch schon einzelne Pfosten und Bogenteile lagen auf dem Boden; aber so viel hatten die Mannen doch noch übrig gelassen, um sichern Anhalt zur Rekonstruktion einer

einfachen originellen Architektur zu bieten, deren Stil auf die Wende des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts wies.

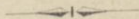
Um dieselbe Zeit mögen die Kirche und Teile der Klostergebäude erstellt worden sein. Wüß und unwirtlich starrten ihre Mauern empor mit gähnenden Breschen und zerborstenen Giebeln. Stellenweise war der Mörtel abgefallen, daß das Bruchsteinwerk, mitunter im Aehrenverbande, zu Tage trat. Allein auch anderes hatte die Glut gelöst und ich muß sagen, daß es mir bleibend zur Genugthuung gereicht, die Kirche noch einmal in einem Zustande gesehen zu haben, der wenigstens annähernd ihr ursprüngliches Bild zur Anschauung brachte. Ruß und Staub hatten bis vor Kurzem die Wände verdeckt und eine Kruste gebildet, die keine Formen, ja kaum mehr eine Erhebung erkennen ließ. Nun hatte sich die reinigende Kraft der Flammen bewährt; so ganz war stellenweise die Schwärze abgeblättert, daß große Flächen weiß und sauber standen und Dinge zu Tage traten, von denen wir vormdem keine Ahnung hatten. Thatsächlich ließ sich das ganze System der innern Ausmalung erkennen, die aus rotem Fugenwerk auf weißem Grunde bestand. Hier und da traten auch die Reste von Bildern zu Tage, Consecrationskreuze und vor allem der heilige Wächter, St. Christoph, der in Riesengröße, volle fünf Meter vom Scheitel nur bis zum Knie gemessen, von der Nordwand des Chores herunterschaute. Gleichermaßen war das Oratorium geäußert, das sich in Form eines Parallelganges der Südseite der Kirche angeschlossen. Auch hier traten Bilder aus dem vierzehnten Jahrhundert zu Tage, Heiligenfiguren und zerstörte Legenden, die auf eine vollständige Bemalung dieses Raumes zu deuten schienen. Mit einem Worte, es war ein fieberhafter Eifer, der zum Fragen, Suchen und Schaffen spornte.

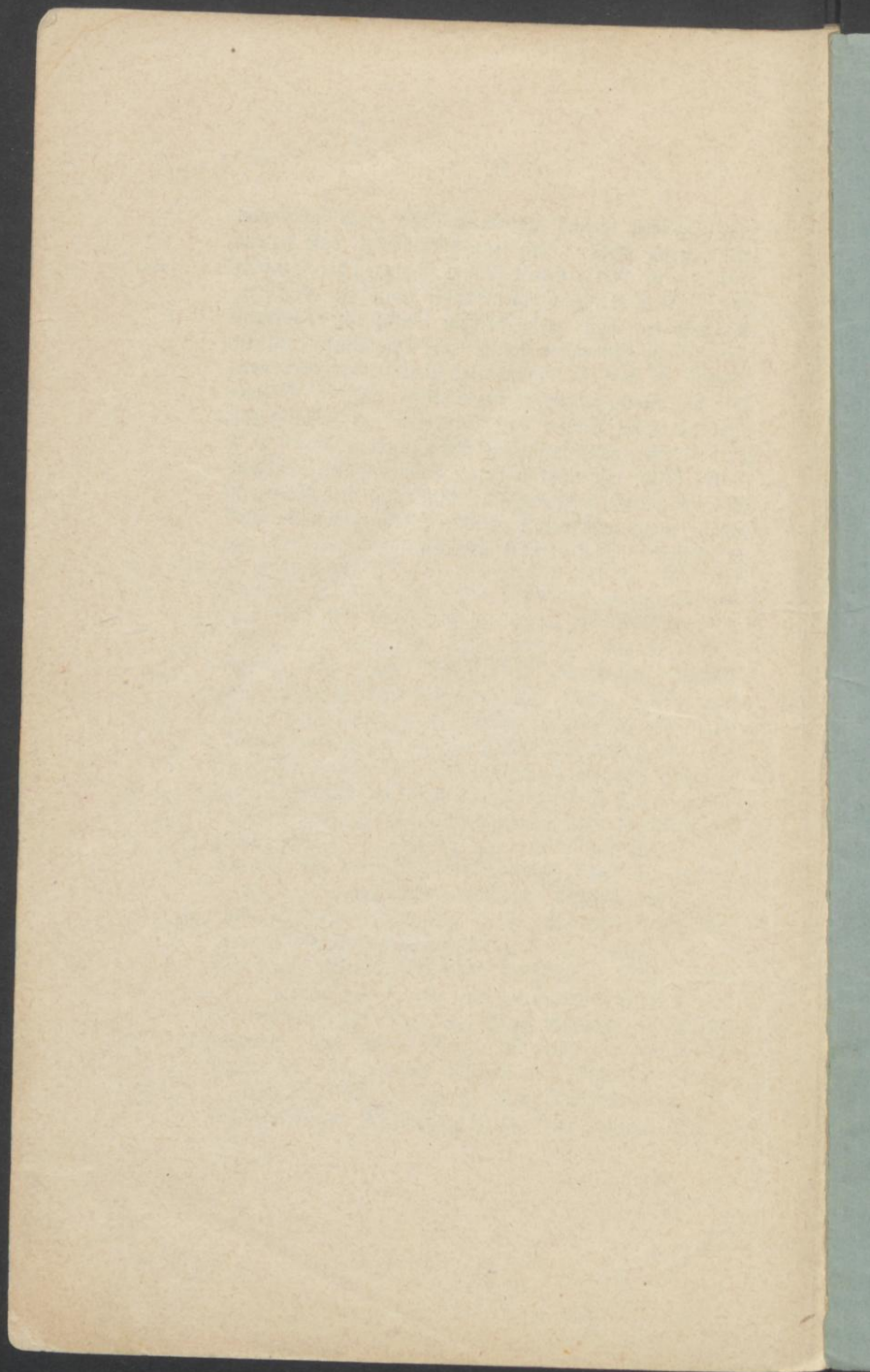
Und noch einmal bot sich in letzter Stunde der Anlaß dar, etwas Näheres zu hören. Vor wenigen Wochen

kam geistlicher Besuch ins Haus. Da war auch von Feldbach die Rede, dessen letzte Angehörige, eine Laienschwester, in Maria-Stein, vulgo Gwiggen bei Bregenz lebte. Diese versprach mein hoher Gast zu verhören und bald traf auch die verheißene Kunde ein. Todkrank hatte sie die Schwester durch ihre Nektissin melden lassen; es war ein lückenhafter Bericht, der aber doch über die Stellung des Nonnenchores und die Bedeutung des Dratoriums, das den Laien als Zugang zur Kirche diente, willkommenen Aufschluß bot.

Es folgt, wie nützlich stetes Fahren und Zeichnen ist, und wenn ich das nächste Mal aus dem Thurgau komme, mag auch von weltlichen Sachen, von Burgen und festen Plätzen berichtet werden.

- Stern





KANTONSbibliothek Thurgau



981199271

